

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Ihr Schicksal, Zar, ist ja sehr interessant, aber ich glaube, Sie haben die Harmlosigkeit des Bolschewismus eben nicht rechtzeitig erkannt!“

**Giorgio e Nicola:** „Il Vostro destino, Czar, è invero molto interessante ma io credo che Voi non abbiate riconosciuto appunto a tempo l'ingenuità del bolscevismo!“



## DER VORGESCHMACK

VON WALTER FOITZICK

Die Enten im Garten gehören nicht mir, sie gehören der Frau Scheibler. Sie wohnen auf dem kleinen Rasenplatz neben dem Gartenhäuschen, in dem ich arbeite. Wir beide, die Enten und ich, sorgen für das tägliche Brot, ich durch Beschäftigung mit Manuskripten, die Enten durch direkte Nahrungsaufnahme. Kann sein, daß die Enten ihre Tätigkeit für schwere Arbeit halten. Frau Scheibler stellt ihnen nämlich Töpfe und Schüsseln mit allerlei Küchenabfällen hin, und die bearbeiten sie. Ich beaufsichtige gewissermaßen die Enten mit, das heißt, es gibt nichts zu beaufsichtigen, denn ich kann ihnen doch nicht sagen: „Beim Essen schmatzt man nicht so!“ oder „Artige Jungenten haben bei Tische nicht mitzureden.“ Die Enten schmatzen und reden nämlich die ganze Zeit. Gelegentlich nehmen sie ein Schlückchen aus der Wasserschüssel oder gurgeln auch nur. Den Schlamm benutzen sie als so eine Art Zahnpasta. Die Entenschabelfpflege geht nämlich ganz andere Wege als unsere Mundpflege.

Wenn Frau Scheibler in den Garten kommt, stellen wir fest, daß die Enten gut zunehmen. Ich tue das mit aller Zurückhaltung und vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, damit Frau Scheibler nicht auf den Gedanken kommt, ich hätte lebenswichtige Interessen an den Tieren. Oh, sie liebt ihre Enten, sie ist ganz reizend zu

ihnen, sie bedauert sie, wenn sie einen Regenwurm nicht gleich erwischen und ruft sie mit Kosenamen. Ich selbst bin noch niemals zu einem Hammelkotlet, das ich später essen wollte, vorher so nett gewesen, wie Frau Scheibler zu ihren künftigen Entenbraten. Zum Kohlrabi im Gartenbeet nebenan ist sie lange nicht so freundlich und gibt ihm keine guten Worte.

Wenn die Enten zufällig mal nicht fressen, treiben sie Körperpflege. Sie ordnen und striegeln die Federn, wie die Herren früher ihren Schnurrbart pflegten und die Damen sich heute pudern, weil gerade nichts anders Wichtiges vorliegt. Dabei sprechen sie leise miteinander über die Lage oder meckern über die Verpflegung, meine ich.

Von mir nehmen sie überhaupt keine Notiz. Das ist instinktiv, denn wenn sie nur ein bißchen Ahnungsvermögen hätten, müßten sie wissen, daß ich als ewige oder doch zeitweilige Ruhestätte für ihre sterblichen und schmackhaften Überreste nicht in Frage komme.

Ihr Geruch ist jetzt nicht besonders angenehm. Aber eines Tages, da wird aus Frau Scheiblers kleiner Küche ein freundliches Röcheln wehen, so im Spätherbst, melne ich, oder gegen Weihnachten. Ich werde dann nur Gelegenheit haben, an den Sommer zu denken, und an das schmatzende Geräusch entenhafter Schnabelfpflege.

## Im Dorfwirtshaus

Keine Kühlung im zervolzten Lahn  
Und die fremde Bettstatt knarrt  
Und im Finstern schwarzen Schnaken.  
Unaufhörlich, rote ein dürres Fädchen  
Durch die schmüle Schwärze spinnend,  
Fröche quahlen.  
Und ein fremder Vogel quarrt.

Schlafe ein, denk an das blonde Mädchen  
Das als eine Nixe dich genarrt ...  
Laß den roten Mond im Röhricht blauen  
Schlafe ein!

Daß der Traum dir in den Schlummer helfe:  
Sieh, ein Schwarm von holden Geiftern harrt,  
Nebellicht ficht bildend und zerrinnend  
Tanzt die Elfe,  
Hellen Haars und weißer Hüfte.  
Durch die kühleren Lüfte  
Kommen Lindenhüte  
Wunderbar herein!  
Schlafe ein, oh, schlaf ein!

Sieh, schon tanzt die Elfe näher:  
Nimm sie hin und die ist dein!  
Plötzlich schreit der Hahn, der Morgenhahner.  
Wild bist du ermadt:  
Mond und Sterne im Verlöschen,  
Nichta von Schnaken, Nixen, Efsen, Fröchen,  
Fort die Nacht mit ihrer Luft und Pein.  
Kriegerisch, in goldumkürter Pracht  
Stürmt die Sonne ins Zimmer dir herein!

Eugen Roth



„Vom Sieg trennen uns nur noch ein paar lumpige tausend Kilometer!“ — „Und ich!“

L' ostacolo: „Solo la miseria di duemila chilometri ci separa dalla vittoria!.. — „Ed io!..“

# UNWETTER IN SALZBURG

VON EFFI HORN

Gerade als Ferdinand und Angelika sich von den Freunden verabschieden wollten, brach das Unwetter über Salzburg los. Der Sturm schob das hoch am Mönchsberg gelegene Haus, daß die Läden in den Angeln quatschten, sich losreißen und krachend gegen die Mauern schlugen. Blitze fuhren mit börsartig-gewaltigem Leuchten in das Dunkel des sinkenden, von schweren Wolken plötzlich verhängten Abends.

In wenigen Minuten war das ganze Haus in einer liebesthaften, von Donnerschlägen erregten, hastenden Aufregung. Das alte Fräulein, das unten Dach wohnte, erschien in einem vorzüglich angelegten, langen Nachigewand gespenstlich auf der Treppe und bat, man möge es nicht allein lassen, die Hausfrau rannte mit Angelika durch alle Zimmer, um die Fenster abzudrehen, die Kinder rasien trotz der Verbote aus den Betten, vor die Tür, in den Garten, wo vergebens Spielzeug lag. Naß und mit verklebten Haaren kamen sie zurück, die Hände voll großer, eisiger Hagelschlossen. Die Sturzflüsse eines gewaltigen Gewitterregens warfen ihr Wasser mit immer neuer Wucht gegen die Fenster, daß trotz aller Bemühungen der Frauen bald überall kleine Seen auf den Fensterbrettern sich sammelten und auf dem Boden zusammenliefen.

„Jeschuschmaria!“, sagte die alte böhmische Kinderfrau, die seit drei Generationen im Haus war, bei jedem Donnerschlag und zündete für alle Fälle vor dem Bild des heiligen Florian, das in der Diale hing, eine Kerze an.

Angelika war wütend über das Wetter und tat die Absicht kund, trotz des Gewitters den Heimweg anzutreten. Wie — war sie verückt? fragten die Freunde. Jetzt vom Mönchsberg hinunter in die Stadt, unter Bäumen durch, von denen der Sturm Blitze und Äste riß, in einer Dunkelheit, die nur Blitze erhellten, und durch einen Wolkenbruch, der ihr wohl bald die leichten Schuhe von den Füßen ziehen würde?

Sie werde eben barfuß gehen, sagte Angelika starkpöblich. Ferdinand, ihr Mann, lachte nur. Ja, sie sei nämlich mit ihm beleidigt. Eigentlich hätten sie sich schon auf dem Herweg verankert, Angelika aber mit der ihr eigenen Ordnungsliebe weitere Auseinandersetzungen im Hinblick auf ein friedliches allgemeines Beisammensein verschoben bis zum Heimweg. Da dieser auf neun Uhr festgesetzt gewesen und Angelikas Verstimmlung sozusagen auf Zeitstündung eingestellt gewesen sei, so müsse sie eben nunmehr losbrechen, gleichgültig, ob noch jemand dabei sei. Die Freunde, ein kluges, nicht mehr junges Malers Ehepaar, hatten den Grund der Verstimmlung bald heraus: unlängst hatte Ferdinand mit Angelikas Freundin Fanny, die während einer kleinen Reise Angelikas bei ähnlichem Wetter zu Besuch gekommen war, die einzige, von Angelika sorgsam

für eine festliche Gelegenheit gepackte Flasche Wein getrunken, was Angelika zu allerlei trübenden Verganngen Anlaß gab. Das draußen unermüdlich tobende Unwetter bot nun den Freunden genug Gelegenheiten zu Anspielungen und Parallelen, wodurch es zwar gelacht, Angelika wieder zum Lachen zu bringen, nicht aber, die Verstimmung wirklich zu lösen, in der sie befangen war. Ferdinand sah den Bemühungen der Freunde um Versöhnung dankbar zu, obwohl er sie in der langen und genauen Kenntnis von Angelikas Art und Wesen von Anfang an als hoffnungslos ansah.

Indessen nutzten die Kinder die Gelegenheit aus, um gewaltig zu lämen, und das alte Fräulein aus der Mensarde Jammerte, daß es irgendwo etwas knistern höre, und meinte, es hüßte sicherlich eingeschlagen.

Ein Vorhang unermüdlich fließenden Wassers wehte im violetten Licht der Blitze vor dem Fenster, an den Bäumen, weil drunten um die Türme der Stadt. Es gab, eine Stunde, zwei Stunden. Als der Regen gegen Mitternacht endlich ein wenig nachließ, machten sich Ferdinand und Angelika auf den Weg, eingehüllt in alte Mäntel der Malersleute, ausgerüstet mit einer blakenden, rubenden Stallerle, die das nötigste Licht für den Abstieg geben sollte.

„Häng dich ein!“, schlug Ferdinand vor. „Danke, es geht schon“, sagte Angelika abweisend und patzte neben ihm durchs Wasser. Nach ein paar Schritten schon geriet jedoch ihr rechter Fuß in ein Wasserloch und versank bis über den Knöchel in einer dunklen breiigen Masse. Erbittert blieb Angelika stehen und zog die Schuhe aus. Ferdinand leuchtete ihr wohlwollend. Die Laterne stank und verschmierte beide mit Ruß. In ihrem matten Schein zogen sie weiter zu Tal. All die geliebten und sonst so vertrauten Wege waren unkenntlich und fremd, beinahe feindlich. Ein Ast lag quer und riß an Angelikas nackten Beinen, denn wieder war ein Stück Weg in einen Strom verwandelt, der quirlte und schmatzte. „Zu blöd, daß wir so lang geblieben sind!“, knurrte Angelika. „Sicher“, sagte Ferdinand höflich. „Aber du hast das doch nicht wissen können, mein Liebling.“

„Wieso icht?“ Angelikas Stimme flammte vor Empörung.

„Nun, ich habe mich natürlich nach dir gerichtet!“, erklärte Ferdinand sanft. „Und da du nicht sehr gute Augen hast und Ärger überdies blind macht, hast du halt nicht gesehen, wie das Wetter immer mehr heraufkam.“

„Ach!“, machte Angelika und stapfte wieder schweigend durch das Wasser, das eiselt war vom Hagel und ihr schmerzhaft die Haut durchkühlte. Auf den Treppen des Festlophauses, die sie endlich erreichte, standen andere Götter, die sich trockneten. Schuhe aus und anzogen, Schirme wechselten und seltsame Umhänge besser über sich verteilten. Sie alle stellten gemeinsam fest, daß das Unwetter greulich gewesen sei.

In der Stadt, die noch wach war und belebt von eiligen Heimkehrern, lagen die Hagelschlossen zusammengeweht zu kleinen eisigen Hügeln. In den Kellern schimmerten abgedunkelte Lichter, die Feuerwahrer am Werk und pumpte, von offenen Balkonen hörte man das Klappern von Eimern. Angelika ging schneller. Es war ihr eingefallen, daß auch ihre Balkontür zu Hause offenstand.

Eine Redlerin strampelte vorbei. Sie nahm einen gewaltigen Anlauf, als sie vor sich eine riesige Wasserlache blinkern sah und zog die Beine hoch an die Lenkstange. Wie ein Jockel hing sie auf dem Rad. Aber der Anlauf genügte nicht. Das Wasser war tief und der Boden darunter klebrig und zäh. Eine Bugwelle schäumte kurz auf, dann blieb das Rad mitten in der Lache stecken. Mit einem Jammerschrei hopste die Redlerin vom Rad und stieg langsam, in stiller Verzweiflung dahinwandelnd ans Ufer des Gehsteiges.

Ferdinand hob die Laterne um ihr ein wenig zu leuchten.

„Ah, die Fanny!“, sagte er dann überrascht. „Ihr seid es!“, antwortete die Fanny kläglich und versuchte zu lachen. Angelika sagte nichts, aber sie lächelte ein bißchen.

Die Fanny schnupperte und seufzte vor sich hin und duckte auf dem Gummi des Vorderades herum. „Was sag icht!“, rief sie schließlich, „er ist schon ganz weich — der Reifen ist um und um gepickt und jetzt geht mir das Pickete auf und läßt die Luft wieder raus — ist das ein Kreuz, nein, ich muß sausen!“ — und schwang sich auf das gepickte Rad um heimzukommen, es das vielmals geklebte völlig aufgegangen war. „Jetzt ist mir wieder etwas besser!“, murmelte Angelika, als die trottslose Redlerin als kläglicher Schatten in der Dunkelheit entschwandern war.

„Das glaub ich!“, erwiderte Ferdinand überzeugt. „No ja!“, sagte Angelika und legte darin noch einen letzten Schimmer von Groll ob des Gewesenen und den ersten Schimmer friedlichen Vergessenwollens. Es war zu kalt, um länger eifersüchtig zu sein und allein zu gehen. Sie hing sich an Ferdinands Arm. Als sie in ihrem Haus ankamen, rief ihnen die Hausmeisterin schon zu, der Keller sei voller Wasser. Schnell liefen sie die Treppen hinunter. Unter schwamm alles. Sie begannen mit Eimern und Lumpen, Schöpfern und Schubbern gegen das Wasser vorzugehen. Nach zwei Stunden emsiger Arbeit standen nur noch ein paar feuchte Lachen auf dem Boden. In einer Ecke aber lag, zertümmert vom Anschlag einer herumrollenden kleinen Kiste, eine Weinflasche. Triumphierend hob Ferdinand die Scherben auf.

„Ein Glück, ein wahres Glück, daß ich sie getrunken hab!“, sagte er. Aber Angelika lachte und meinte, sein Glück sei das Unwetter gewesen und die Tatsache, daß der Fanny ihr Rad mit Mehlpapp geflickt gewesen sei. Nichts anderes.

## Die Blumenwiese

Schon mit noch kleinen Füßen  
Ging ich in Frühlings Land  
Und stand an Blumenwiesen  
Verzaubert, wie gebannt.

Die Blumen, gelb, die blauen,  
Das Weiß und Rot im Grün,  
O Mähdchen sei zu schauen!  
Ich sang und lief dahin.

Und als mein Herz berauschte  
Der ersten Liebe Gluck,  
Stand ich bewegt und lauschte  
Ins Kinderland zurück.

Zur Wiese kam die Sonne,  
Zu Blumen der Gesang,  
Und selig stiftete Wonne  
Durchs bunte Leben lang.

Und wie die Zeit vergangen  
Da draußen und im Haus,  
Bin ich noch oft gegangen  
Und pflückte einen Strauß

Ans Wiesens Grün und Blau. —  
Und noch! ich traugst sein, —  
Stets war dabei ein Glühn,  
Ein Glück in mir, ein Freun.

HANS SCHIFFER

## Unter schattenlosem Himmel

Die Pappeln lassen weiße Wolle fliegen,  
Akazienblüten taumeln hin wie Schnee.  
Schon quillt der Durst die Schafe und die Ziegen,  
Die Büffel stehen trüb im See.

Die Sonne saugt das Wasser aus den Gründen  
Und bückt den Lehm der Ebene zu Stein.  
Sie droht das Rohr der Hütten anzuzünden,  
Bald wird das Land verödet sein.

Schon springt die Erde auf und klopft zu Spalten  
Gleich Fiebermüden, die im Wasser flehn —  
Verbrodem werde ich das harte Weiden  
Des schattenlosen Himmels sah.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE



„Da schreibt mir Albert, daß er mich sein ganzes Leben lang lieb haben wird.“ — „Das laß’ dir nochmals bestätigen, damit er sich später auf keinen Schreibfehler hinausreden kann!“

**Previdenza:** „Ecco che scrive che mi amerà per tutta la vita.“ — „Fa che te lo confermi un’altra volta, perchè non possa più tardi accampare la scusa d’un ‘lapsus calami!.,“



Pan lauert nächtlich an der Quelle,  
verhält den Atem, späht und schweigt,  
menn aus der mondlichtkühlen Welle  
die Nymphe scheu ans Ufer steigt.

Pan läßt die dürrn Sträucher krachen,  
er ruft »Schuhum« mit hohlem Ton,  
springt auf und jagt mit grellem Lachen  
quer durch Morast und Wald davon.

Pan zottelt mittags durch die Heide,  
Pan träumt im Sonnbrand von der Nacht.  
Pan bricht sich einen Zweig der Weide,  
woraus er eine Flöte macht.

Da hocht er in der Zottelschwarte,  
bläßt in die Welt fein heiliges Leid.  
Die Flöte klingt - und alles Zarte  
und milde Taten, die er sparte,  
verwandeln sich in Süßigkeit. *Dirks Paulus*

## SOMMERLICHE NEBELNACHT

VON HANS BETHGE

Eines Sommers wohnte ich in dem kleinen norddeutschen Dorfe Silben. Es ist anmutig gelegen in einer fruchtbaren, an Bäumen reichen Gegend, durch die sich ein helles Flübchen schlängelt. Ich streifte damals viel im Freien herum und kam während des Tages mit Menschen wenig in Berührung. Nur des Abends ging ich zuweilen ins Wirtshaus, um ein paar Stunden mit dem Arzt, dem Förster, zuweilen auch dem Pfarrer zu verplaudern. Es war ein besonders heißer Sommer. Alle Menschen sahen kupfern aus, wie Zulus. Am Abend stellten sich zuweilen unvermutet Nebel ein und verhüllten das Land. Es waren gewöhnlich feine weiße Strichnebel, die über die

Felder und Wiesen zogen, gleich durchsichtigen seidnen Geweben. Wenn über ihnen die Sterne zu scheinen anfangen oder der Mond seine blassen Strahlen in sie hineinwarf, daß sie funkelten gleich perlenbesetzten Gewändern, so schien diese Landschaft einem fernen Traum entstiegen zu sein.

Eines Tages kam ich bei anbrechender Dunkelheit von allerlei Streifereien in das Dorf zurück, bogab mich in meine einfache Behausung und nahm das Abendessen ein. Dann las ich bei der Lampe in einem Buch und machte mich, als die Kirchenuhr zehn schlug, auf, um in das Gasthaus zu gehen. Als ich zur Haustür hinaustrat, lag das

Dorf im Nebel. Er stand dick wie eine Mauer nach allen Seiten hin und regte sich nicht. Ich tappte halb aufs Geratewohl vorwärts und langte endlich bei dem Wirtshaus an. Als ich aber die Tür öffnete und eintreten wollte, bemerkte ich daß es das Wirtshaus gar nicht war. Der Nebel hatte mir einen Streich gespielt, ich war fehlgegangen. Ein Kind des betreffenden Hauses brachte mich in die Wirtschaft hinüber, wo der Arzt und der Förster schon auf mich warteten. Ich erzählte, was mir soeben in dem Nebel zu gestoßen sei. Der Arzt entgegnete: „Seien Sie froh, daß Ihnen nichts Schlimmere passiert ist. Wer diesen Nebel nicht kennt, soll



„No, Miss Britannia, wir müssen die Arbeit abbrechen — wenn Sie dauernd diese Stellung einnehmen, kann ich Sie wirklich nicht als ‚Sieg‘ darstellen!“

**Incoraggiamento:** „Insomma, Miss Britannia, noi dobbiamo interrompere il lavoro . . . Se continuate a tenervi in questa posizione, io non posso davvero rappresentarvi come la ‚Vittoria...“

sich vor ihm hüten. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.

Es ist schon eine Weile her — ich wohnte erst ein halbes Jahr im Dorf. Sie wissen ja, ich habe Pferd und Wagen, wegen der Patienten in den umliegenden Ortschaften. Einmal wurde mir der Gaul krank und durfte den Stall nicht verlassen. Nachts kommt man und ruft mich dringend zu einem Kranken nach Ramin, einem Ort etwa eine Meile östlich. Ich schimpfte und wetterte, und am Ende muß ich den Mann zu Fuß zu seinem schwerkranken Vater nach Ramin begleiten. Es war eine helle, sternenklaare Sommernacht, weich und duftig, und eigentlich war es eine Lust, so durch die mondbeschiene Felder zu schreiten. Die unbedeunende Müdigkeit war bald aus meinen Gliedern gewichen, mit ihr die schlechte Laune, und ich fand wirklich Freude an diesem nächtlichen Spaziergang. Ich sah und hörte allerlei Heimliches, Ungewöhnliches, das mir reizvoll war. So das merkwürdige Säuseln mancher Baumkronen, von Luftzügen bewegt, die man sich in der stillen Nacht nicht zu erklären wußte. So das unvermutete Rascheln und Rennen im Feld, das von aufgeschreckten Tieren herkam. Auf einer alten Steinbrücke überschritten wir den

Fluß. Gleich jenseits der Brücke duckte sich eine kleine Schenke an den Weg. Auf dem Dach lag der Mond wie Schnee. Von drinnen hörten wir lachende Stimmen. Mein Begleiter sagte mir, daß das italienische Arbeiter seien, die eine Straße in der Nähe ausbesserten und in der Schenke wohnten.

Schließlich gelangten wir an unser Ziel, in das von ziemlich baumarmen Feldern umgebene Dorf, dessen Turm wir schon vorher gegen den helleren Himmel hatten auftragen sehen. Bei dem Kranken war nicht viel zu tun. Es handelte sich um einen jener Fälle, die man allein sich zu Ende kämpfen lassen muß. Ich konnte mich nur bemühen, dem Alten das Letzte möglichst leicht zu machen. Ich schärfte dem jungen Bauern die nötigen Verhaltensmaßregeln ein und wandte mich dann zum Gehen.

Als ich ins Freie trat, sah ich, daß sich silberne Nebelstriche über die Felder gelagert hatten. Sie schweiften und wehten leise hin und her. Der Himmel war noch klar und voller Sterne und der Weg gut zu erkennen. Ich schritt zu; mitunter, wenn die Nebel an mir vorbeistrichen, wehte mich ein eiskalter Hauch an. Nach und nach bezog sich das Firmament, die Gestirne erloschen

## MEIN FREUND JOHANNES

Es war schon ziemlich spät, als Johannes anrief. „Na, mein Freund“, sagte er in seiner netten, warmen Art.

„Nun, Johannes, was ist los?“ fragte ich.

„Nichts weiter. Ich wollte nur deine Stimme noch mal hören, weil ich gerade so an dich gedacht hatte“, erklärte Johannes.

„Das ist ja wirklich nett von dir“, äußerte ich gerührt.

„Nicht wahr?“ sagte Johannes. „Und da fällt mir übrigens gerade ein: morgen kommt der Kohlenmann zu mir und ich habe zufällig gar kein Geld mehr.“ J. Biieger

und die Nebel wurden dichter und zahlreicher. Weiß der Himmel, woher sie kamen, sie schienen aus der Erde zu wachsen, sie türmten sich wie Wellen übereinander, sie schoben und drängten sich, bis sie schließlich feststanden und sich nicht mehr regen konnten. Ich kam wieder an der Wegschenke vorbei. Sie hob sich im Nebel nur wie eine dunkle, klobige Masse ab, wie etwas unheimlich Lebloses, in dem aber das Leben doch wohnte und nur darauf lauerte, daß man es weckte. Dann passierte ich die Brücke. Ich schritt am linken Geländer hin und nahm das rechte nur noch wie einen Schatten wahr. Jenseits des Flusses wurde es noch schlimmer. Es kam mir vor, daß kleine Wirbel von Nebeln um mich her tanzten, zuweilen öffnete sich einmal ein Ausblick, einige Bäume, ein Stück Feld oder Gebüsch wurden sichtbar, dann schnürte sich wieder alles zu und wehte früherlich durcheinander.

Angst überfiel mich. Um umzukehren, war es zu spät. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand und ob ich überhaupt auf dem richtigen Wege war. Ich hatte gar keine Anhaltspunkte mehr und tastete einfach auf gut Glück in die Finsternis hinein. Dabei traten allerlei abschüchlerliche Vorstellungen vor mich hin. So: wenn jetzt einige von den italienischen Arbeitern betrunken irgendwoher auf mich zuwankten und mich niederschlugen. Oder: wenn ich jetzt an den Fluß käme und sähe ihn nicht.

Zuweilen machte ich kopfschüttelnd halt. Ich sagte mir, daß eigentlich jeder Schritt, den ich tat, eine Thorheit sei. Vielleicht ging ich in einer Richtung, die mich von dem Dorf immer mehr entfernte. Vielleicht war ich auch schon längst an dem Dorf vorbeigegangen, denn der Zeit nach hätte ich schon längst zu Hause sein müssen. Dabei merkte ich so überflüssig noch, daß ich von dem Fußweg abgelenkt war und mich auf einem Ackerfeld befand. Es war, um die Fassung zu verlieren. Plötzlich mußte ich denken: wenn ich jetzt stürzte, in eine Sandkuhle etwa oder irgendwohin, und müßte da die Nacht durch liegen bleiben und vielleicht noch den kommenden Tag — es war ein abschüchlerlicher Gedanke. Während ich ihm noch nachging, merkte ich, daß ich den Boden unter den Füßen verlor, ich fiel, schlug mit den Armen in die Luft, fühlte ein Krachen im Kopf, ein Schwindel folgte, und dann war alles still.

Als ich zur Erkenntnis der Dinge kam, spürte ich ein dumpfes Gefühl im Kopf und einen feinen Schmerz am Knochel des linken Fußes. Ich betastete mich vorsichtig, fühlte nasse Erde an den Kleidern, und als ich mich rühren wollte, schmerzte der Fuß heftiger. Ich riß die Augen auf, es war stockdunkel und nicht die Hand vor dem Gesicht zu erkennen. Ich versuchte mich zu erheben, aber der Fuß ließ es nicht zu. Sobald ich ihn bewegte, war es, als ob mir jemand mit einem stumpfen Messer die Sehne durchschneide. Ich wußte, daß das zum mindesten eine heftige Verstauchung, vermutlich aber ein Knochenbruch war.

Da lag ich krampfhaft mit den Händen nach allen Seiten. Ich fühlte mit den Händen nach unten und stieß überall auf Erde. Es war offenbar eine leere Kalkgrube, in die ich gefallen

## Hoffnungsvolle Zukunft — Radioso avvenire

(O. Herrmann)

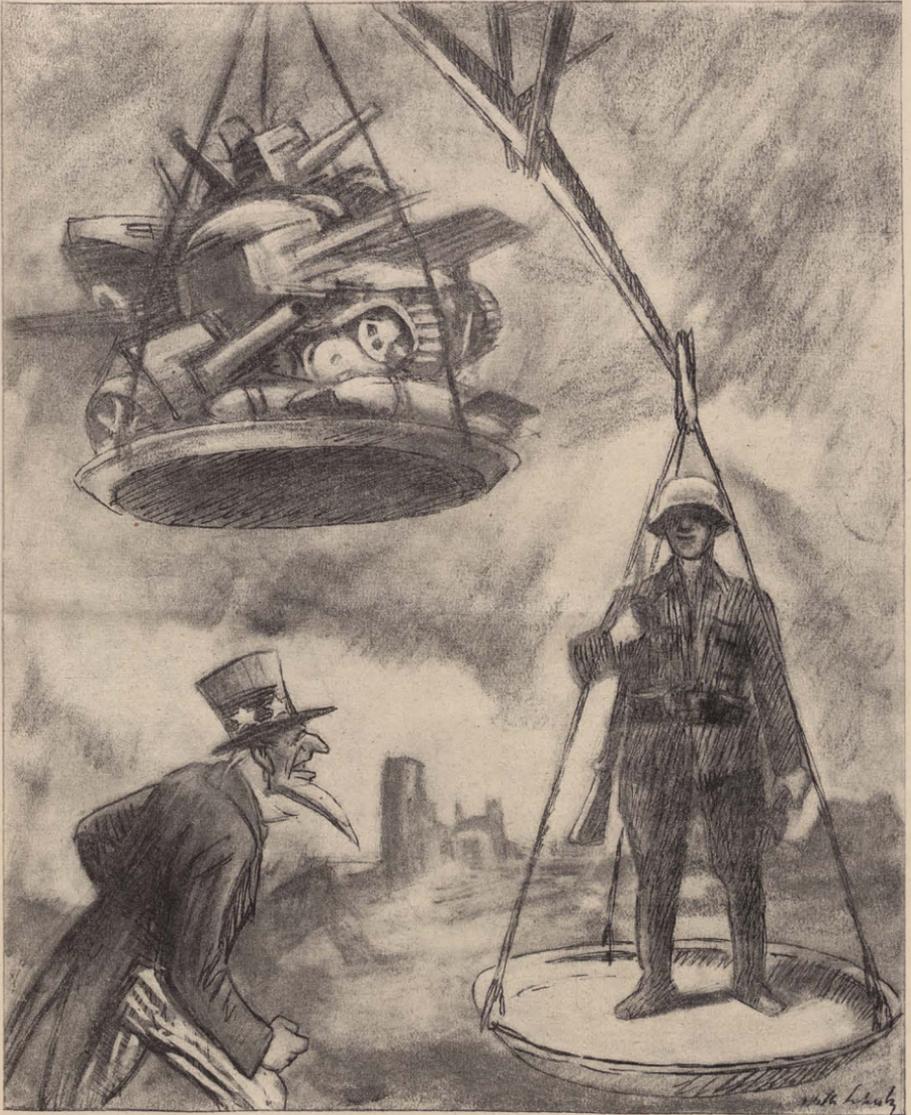


„Ich sage dir, mein Fritzli liebt das Wasser über alles!“

„Kenn' ich — aus sowas wird später leicht ein Kapitän.“

„Sai, il nostro Fritzli ama l'acqua sopra ogni altra cosa!“

„Buon segno, diventerà facilmente un capitano di mare...“



„Unerhört, wieviel der Mann wiegt!“

La bilancia: “Incredibile! Che peso enorme ha costui!..”



„In so 'nem Bottich kann man nur immer eine Hälfte baden — soll ich mich nun besser vertikal oder horizontal halbieren?“

Igiene sussidiaria: „In tale tinozza non si può fare il bagno che per metà... che mi metta dentro verticalmente oppure orizzontalmente?„

# DAS LÄCHELN DER ANTIKE

VON SCHLEHDORN

war. Dies setzt voraus, daß ich mich in der Nähe des Dorfes befand. Ich dachte daran, daß man mich vielleicht hören würde, wenn ich tüchtig schrie. Und nun schrie ich, laut und lauter, in immer anderen Tönen, und schließlich brüllte ich wie ein Tier. Meine eigene Stimme begann mir unheimlich zu werden. Ich hörte auf. Es war ja doch alles vergebens.

Nun kam mir in den Sinn, was wohl aus mir geworden wäre, wenn die Grube schon mit dem gelöschten weißen Kalk gefüllt gewesen wäre. Ich sah mich in Gedanken hineinsinken, langsam, ohne daß ich die Glieder regen konnte, und dann kam mir der schwammige Brei allmählich ätzend in den Mund und in die Nase... die Sinne vergingen mir.

Meine Lage war gewiß nicht beidenswert; aber noch ich an den Kalk dachte — Teufel, das wäre doch noch etwas anderes gewesen!

Ich begann zu frieren. Es schlenk mir, als stellte ich Fieber ein. Ich hüllte mich fest in die Kleider und zog den Hut über die Ohren. So lag ich, dösend, mit durcheinander schwirrenden Gedanken, und jede Minute wurde zur Ewigkeit. Was sollte aus mir werden?

Einmal war mir, als ob ein Knistern über mir am Rande der Grube hinschute. Zuerst wagte ich nicht aufzuschauen. Dann schielte ich doch hinauf, und nun schien es mir, daß dort oben in dem ziehenden Nebel sich eine Gestalt über den Rand der Grube zu mir niederneige, eine vage, zerfließende, schweigende Gestalt, nur wie ein Schatten. Als ich dann ganz fest hinschaute, war die Gestalt fort, und nun hätte ich über meine dummen Einbildungen beinahe gelacht. Es war nichts als ein Nebelstreifen gewesen, natürlich, was sollte es denn sonst gewesen sein? Ja, und was war mir Toren denn überhaupt besonderes geschehen? War meine Lage nicht im Grunde ganz harmlos? Da lag ich in einer Kalkgrube, mit verletztem Fuß, froh etwas und hatte einfach dem Morgen entgegenzusehen, wie die Arbeiter kommen und mich finden würden. Das war das ganze. War das nun etwas so Gräßliches, wovon man ein Grauen haben konnte? Ich war doch recht kindisch.

Nunmehr fing ich an, ganz ruhig und geduldig zu werden und fügte mich in meine Situation mit Gleichmut. Bald spürte ich, daß ich müde wurde, betäubend müde. Ich lehnte den Kopf an die eine Wand der Grube und schloß die Augen. Ab und zu fühlte ich noch kalte Schauer mich überfallen. Zuweilen war mir auch, als ob mein Herz stille stände. Dann trat mir endlich nichts mehr in das Bewußtsein, und ich begann hinüberzu-dämmern.

Als ich erwachte und die Augen aufschlug, da war es heller Tag. Ich hustete, froh und fühlte mich schlecht. Mein Fuß brannte wie Feuer. Ich sah ein, es war höchste Zeit, daß etwas mit mir geschah, es konnte sonst leicht zu spät werden. Der Nebel war völlig verschwinden, ein hellblauer, strahlender Himmel leuchtete durch die viereckige Grube zu mir herab. Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe Stimmen. Ich rief. Dann lautete ich. Die Stimmen brachen ab. Mir schien, sie flüsterten. Einige Augenblicke später neigte sich der Körper eines Menschen über die Grube. Das war der Pfarrer im Amtsrat. Ich sah noch seine großen, verwunderten Augen und das mächtige Sambarett auf dem blonden Kopf. Dann drängten sich andere Köpfe vor, alle erschreckt und erstaunt. Man holte schnell eine Leiter und schob sie zu mir hinunter. Es kam jemand herabgeklettert und half mir behutsam an der Leiter auf. Nun sah ich, daß ich mich auf dem neuangelegten Teil des Kirchhofs befand. Ich hatte die Nacht in einem frisch geschauften Grab gelegen. Man trug mich vorsichtig in das Leichenhäuschen hinüber, damit ich dort warte, bis ein Wagen käme. Während des Wartens sah ich durch die Fenster des Häuschens hindurch, wie man einen Sarg vom Leichenwagen lud und auf jene Stelle hinabließ, wo ich die vergangene Nacht zugebracht hatte."

Regierungsrat Julius und Frau Dorette gingen auf der Promenade von San Remo, die in allem etwas überlebt ist, ähnlich wie der Still der großen Hotels, der längst veraltet, immer noch Jugendstil heißt. Man meint manchmal sogar, die Sonne wäre dort etwas ältlich; und der wahre Süden beginnt erst westlich hinter Ospedaletto.

Vor ihnen ging eine Dame mit kleinen elastischen Schritten, auf hübschen Fesseln, sehr schlank. Sie trug ein kleines weißes Stöckchen in der Hand, wie sie eigentlich aus der Mode sind, und einen großen Hut mit Mühlsteinen.

Frau Dorette, die ihren Mann auf alle hübschen Frauen aufmerksam macht (wenn doch alle Frauen den Mut hätten, so klug zu sein!), bemerkte, wie er schneller ging, um unter den großen Hut mit den Mühlsteinen zu sehen... Da wandte sich die Dame um, mit jenem koketten Lächeln, mit dem eine verwöhnte Frau die Huldigungen Unbekannter entgegennimmt. Aber — der Puder stäubte im Faltenwurf der Wangen, die Augen verschwanden in einem Gewirr von Kränchenfüßen. Es war ein oft verwandtes, abgetragenes, ausgefranztes Lächeln. — „Das Lächeln der Antike“, sagte Julius dumpf.

„Du Armer!“, meinte Frau Dorette, und lächelte dabei schadenfroh und mitleidig, lustig und zärtlich, spöttisch und nachsichtig — wieviel Worte hätte man nötig, um das lebendige Lächeln zu beschreiben, das schillert wie Opal. Wieviel Worte brauchte man, um eine Welle zu beschreiben, wie sie entsteht und steigt, sich kräuselt und vergeht, — das Lächeln ist das Wellenspiel der Seele auf dem Spiegel des Angesichts. Man kann eine Welle nicht greifen, aber man kann sie als schöne Erinnerung behalten. Eine Frau soll mit Lächeln nicht geizig sein.

Wie mag Helena gelächelt haben, die bewundert wie und viel gescholten, mit ihrem Lächeln nicht geizte? Wie Nausikaa, das ewige junge Mädchen der Weltliteratur? Wie Circe, die Menschen beinahe zu Göttern machen konnte und jedenfalls zu Schweinen? Wie Kleopatra, als sie mit ihrem Lächeln wie mit einer Angel den großen César fing und, nicht jünger geworden aber noch erfahrungreicher, mit demselben Lächeln den Mark Antony?

Wie endlich Aphrodite selber? Das ist vielleicht das reizendste Mädchen des Altertums, zugleich das kürzeste: aus dem Lächeln der Aphrodite wurde Eros geboren. Vom ganzen Ovid erfreute uns auf der Schulbank am meisten seine Liebste Lalage, „die schön lächelnde, süß plaudernde“, weil wir damals für Liebste offiziell noch nicht zuständig waren.

In eben jenen Jahren, als wir Pennäler „dulce ridentem Lalagen“ bewunderten, war es wohl, als das Lächeln der Dame — die nun auf der Promenade ihnen wieder entgegenkam und vorbei ins Leere sah — als dieses Lächeln noch frisch war, wie die Hotels von San Remo und Männer bezauberte. Julius fiel das Wort eines geistvollen Italieners (Ojetti) ein: Du sollst nicht über die alten Damen lächeln, die sich schön machen und jung tun — sie tun es für dich!

„Aber nicht wahr, Dorette, ich kann nicht zu ihr hingehen und sagen: Entschuldigen Sie, daß mich ihr Lächeln erschreckte. Ich bin überzeugt, daß es einst blank und bezaubernd war.“

„Weißt du“, sagte Dorette, „das Lächeln muß eben zum Alter passen, wie die Kleidung.“

„Gewiß, es gibt darin mehr Nuancen, als bei der Stimme oder gar bei den Worten. Die Antike schenkt hat von den Farben auf der Palette des Lächelns einige festgehalten: das zynische Lächeln, das selbst die anständigen Gedanken edelfloriert; das kaustische, das über gute Bemerkungen zuviel Worcester sauce gießt; das ironische, das dabeistehet und die Worte Lügen strahlt; das sardonische... nur die hübschen Arten haben keine Namen bekommen.“

Übrigens haben die Alten schöne Frauen nur kurz vor oder nach dem Lächeln abgebildet, denn sie wußten, wer immer gleichermaßen lächelt, der zwinzt: Beweis: La Mettrie, ‚der sich als einen ersten Demokritos malen und stechen lassen‘ (nach Lessings ‚Laokoon‘), und Frau X auf ihrer letzten Cocktail Party, als sie die Gäste mit einem geradezu vergeraheltem Lächeln begrüßte. Das Lächeln der wirklichen Dame von Welt setzt eben mehr Menschenkenntnis und mehr Variationen und mehr Herz voraus, als Frau X sich bisher hat besorgen können.“

Die alte Dame ging gerade, müde auf ihr Stöckchen gestützt, ins Hotel. Ein Page ließ die Drehkreise kreisen und verbeugte sich. Wieviel Generationen von Pagen haben ihr schon die Türe gedreht. „Denn Hotelpagen werden bekanntlich nicht alt, — oder hast du schon mal einen ergrauten Pagen gesehen, Dorette (außer deinem Mann)? Die alte Dame dankte mit einem Lächeln. Und dies Lächeln war etwas müde, aber sehr freundlich und war echt.“

Abends im Casino werden Julius und Dorette die alte Dame wiederfinden. Der Croupier läßt die Roulette kreisen — encore, encore — wieviel Generationen von Croupiers haben für sie schon die Roulettescheibe gedreht. Wobei Croupiers im Gegensatz zu Hotelpagen nie ganz jung sind und stets vorher mal was anderes waren oder werden wollten. Sie kennen das Leben und ziehen ihr höflich die Einsätze zurecht, auf Rouge oder Impair oder 29 (eine sehr junge Zahl; auch 36 ist noch eine so junge Zahl...). Sie dankt mit einem Lächeln und dies Lächeln ist zwar etwas gespannt, aber es ist ein beherrschtes Lächeln, wenn sie verliert, und kein überraschtes, wenn sie gewinnt. Denn sie ist eine Dame von Welt und kennt das Spiel, das alle zwei Minuten zwischen der Aufforderung der Jugend: „faites votre jeu“ und der Erklärung des Alters: „rien ne va plus“ zum Schicksal werden kann. Vielleicht ist das der Reiz am Spiel, besonders für Damen, die mit Schicksalslächeln nicht mehr spielen können. Wir wollen hoffen, daß der armen alten Dame Fortuna heute lächelt. Über dem weiten Meer stand ein Sonnenuntergang. Man kann einen Sonnenuntergang nicht beschreiben, so wenig wie das Lächeln. Junge, schwarzzügelte Mädchen mit ihren Verlobten kamen vorüber, und ein junges Paar, das wie auf rosa Wolken lag, offenbar Hochzeitreisende. „Jetzt ist die Stunde, wo Aphrodite lächelt“, sagte Julius, „jetzt wird Eros geboren... Jetzt glühen die Tempelsäulen von Paestum und Agrigento, und über unseren südlichen Erinnerungen liegt das Lächeln der Antike.“

## LIEBER SIMPLICISSIMUS

Alles wird erfaßt.

Zu Kroll kam die Kommission.

„Haben Sie Haustiere?“

„Ja.“

„Wieviele?“

Kroll, empört:

„Ja, glauben S', ich zähl meine Wanzen?“ Rösler

\*

Ich heiratete. Eine Witwe. Es war ein Irrtum. Ich ließ meine Enttäuschung an der Wohnung aus, in die ich hineingeheiratet hatte.

„Schaerlich! Höchst schauerlich! Alles Tund und Tand! Alles Gips und Nippis! Und dann diese Vase auf dem Kamini Daz gehört zumindest ein Pendant, eine zweite gleiche Vase!“

Die Frau nickte:

„Kannste haben, Johannes! Liegt nur an dir! Det ist die Urne mit der Asche von meinem ersten Süßen!“ Rösler



. . . und die geöffnete Hand

La porta aperta e la mano aperta